

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 45 (1958)
Heft: 6-7

Artikel: Zur Geografie, Kultur und Geschichte des Wallis [Fortsetzung]
Autor: Letter, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Heiligen des Kirchenjahres dar, wie sie genau so wie wir in der Zeit standen, mit den Widerständen und eigenen Schwächen zu ringen hatten und für ihre Zeit Wegweiser geworden sind, also gerade das, was wir Lehrer und Lehrerinnen für unsere Schule, unsere Pfarrei und unsere Zeit zu sein haben.

An einer der wichtigsten Fragen unserer Zeit werden wir um unserer Schüler wie um unseres eigenen Heiles willen nicht mehr vorübergehen können, nämlich an der Frage der ökumenischen Bewegung, der Frage nach der Wiedervereinigung der Christen in der einen Kirche und damit an der Frage nach unsren getrennten Glaubensbrüdern, mit denen wir zusammenleben und die wir hochschätzen lernen. Wir müssen um Christi willen unsere gegenseitige Haltung revidieren, nicht im Sinne einer aufklärerischen Indifferenz und ‚Neutralität‘, sondern im Sinne des eindringenden Kennenlernens der tiefen Glaubensanliegen der christlichen Bekenntnisse, und wir müssen anderseits zu einer gläubigen Zusammenarbeit für eine christliche Ordnung der Welt gegenüber den ungläubigen Mächten der Welt gelangen. In Bd. 10 von J. P. Michael: „Christen suchen eine Kirche“ vernehmen wir aus einer aufschlußreichen Darstellung, wie der Protestantismus aufbricht zur Kirche und ihrer Einheit, wie dieser Aufbruch dadurch geschieht, daß zuerst die Loslösung von der liberalen, autonom-humanistischen Haltung des letzten Jahrhunderts geschehen mußte und die reinen reformatorischen Grundlagen (die ja viel gläubiger waren als ihre spätere Entwicklung) herausgearbeitet werden mußten, wie dann aus dem vertieften Glauben urchristliche Anliegen wieder erkannt wurden und der Wille zur einen, organisierten Kirche wuchs und dann das Ringen um die ganze Wahrheit einsetzte – in vielem noch im Nein zu Rom befangen und doch in vielem schon wieder ur- und altchristlicher als in den letzten Jahrhunderten (in der deutschen Schweiz vielenorts noch nicht so weit wie in Deutschland, Schweden usw.). Um das Gemeinsame und Verschiedene müssen wir viel klarer wissen, um besser für die Wiedervereinigung beten und wirken zu können und um besser zu gemeinsamer christlicher Tat zu gelangen – um so Christus auch im öffentlichen Leben mehr zu verherrlichen.

Aus den vier letzterschienenen Bändchen, 18–21: Max Picard, *Flucht vor Gott* (das berühmtgewordene Buch in Taschenbuchausgabe!) – C. S. Lewis, *Dienstanweisung für einen Unterteufel* – Josef Pieper und Heinrich Raskop, *Christenfibel* (Glaubens-, Tu-

gend- und Sakramentenlehre für das praktische Leben des Laien von Laien geschrieben) – Joachim Bodamer, *Der Mensch ohne Ich*, seien für die Lehrer- und Erzieherschaft und die Seelsorger besonders Lewis, *Dienstanweisung für einen Unterteufel*, und Bodamer, *Der Mensch ohne Ich*, hervorgehoben. Lewis überrascht durch seine psychologische Tiefe und geistvolle spritzige Art. – Im 21. Bändchen, *Der Mensch ohne Ich*, legt Dr. med. Joachim Bodamer in einer ganzheitlichen medizinischen Analyse etwas von den Erscheinungsweisen und Ursachen unserer modernen Zivilisationskrankheiten dar, der Tetanien, Herz- und Kreislaufstörungen, Magengeschwüre, der vegetativen Distorbie und des Bluthochdrucks, und weist auf die innere Leere des modernen Leistungsmenschen als einer wichtigsten Ursache hin. Aber es wäre trostlos, wenn wir nur Ursache und Tatsache erfahren und nicht auch die Therapie, die weithin eine seelische Therapie ist, die jeder vorerst selbst anwenden soll. Das Büchlein wirkt gesundmachend und beglückend. Das Wichtigste ist, daß wir nicht Lebensleistung und Lebensfülle verwechseln. Wer durch Selbstvertiefung und Selbstverwirklichung sich auf Alter und Tod vorbereitet, überwindet Alter und Tod. Für den Nichtgläubigen aber wird der Tod des Menschen, dieses Ebenbildes Gottes, nur zum Verenden und das Alter zur angstvollen Leere, die er überschminken möchte.

So führt uns schon diese Reihe der 21 erschienenen Herder-Bändchen in eine Fülle von heutigen Fragen, Erkenntnissen und Aufgaben ein, die sich uns als Lehrern, Menschen, Christen stellen und uns wie unsere Schüler mitreißen, entfalten und erfreuen. Dann wird unser Wirken zeitnaher, unsere Schule lebendiger und mitreißender. Die Lektüre solcher Bücher ist so wichtig wie die Führung des Unterrichts- und Notenheftes, wie das Korrigieren. Wir sind nicht dazu da, um Schüler abzurichten, sondern als Menschen und Christen zu entfalten und ihre Liebe für Gott und Mitmenschen zu entzünden und sie zur Betätigung der praktischen Gottes- und Menschenliebe zu ertüchtigen. Wir müssen betrachten, wir müssen lesen! Zumal auch in den Ferien!

Zur Geografie, Kultur und Geschichte des Wallis * Dr. Paul Letter

Volksschule

II.

Fliegen wir nun aus zur Reise in die Seitentäler und auf die Pässe des Wallis!

* Siehe Nr. 4 vom 15. Juni 1958.

Wir schlagen die *Karte des Wallis* auf und haben hier im Relief schon das ganze Wallis übersichtlich und geschlossen vor uns. Die gewaltige Furche des Rhonetales, 150 Kilometer lang von der Furka bis nach St-Maurice, vom gigantischen Hochgebirgs-

panorama eingerahmt. Die Berner Alpen vom Finsteraarhorn bis zu den Diablerets: eine Felsenburg, steil aufgetürmt, wild und zerrissen, daß den Hauptwall zwischen Aigle und Gletsch nicht eine einzige Straße traversiert. Im Süden die Eismauer der höchsten Viertausender: Monte Rosa, Matterhorn, Mischabel- und Weißhornmassiv, die Dent Blanche, der Grand Combin und weiter westwärts ein Heer von Gipfeln, sich fortsetzend über den Sattel des Großen St. Bernhard zum Mont Blanc. Nur die zwei Straßen Großer St. Bernhard und Simplon bezwingen diese gewaltige Region. Aber die nördliche und die südliche Kette berühren sich an zwei entgegengesetzten Punkten: auf der Furka, wo das Wallis gegen Osten verrammelt ist, und bei St-Maurice, wo man das Land sozusagen für Maus und Katze verschließen könnte (dauernde Befestigungsanlagen in St-Maurice). Dies die eindrucksvolle geografische Einheit des Wallis, die ‚Welt für sich‘, darin auch alles Leben und Streben seinen besondern Charakter aufweist.

Wer schon Genfersee–Brig–Gletsch mit der Eisenbahn gefahren ist, behauptet meistens, vom Wallis das Wichtigste, Eindrucksvollste gesehen zu haben. Uns orientiert die Karte ein wenig anders. Die lange, beinahe topfölbene Talsohle sollte das Wallis sein? das übrige Gebiet südwärts der Rhone, zwanzigmal ausgedehnter als die Talsohle selbst, hätte nichts zu bedeuten? In all den nebeneinander, fast parallel von der Viertausenderkette der Rhone zustrebenden Südtälern: Tal von Trient, Val Ferret, im Entremont, im Val de Bagnes, im Val d'Hérens und Val d'Anniviers, im Zermatter- und Saastal, im Simplon- und Binntal gibt es Wälder und Hänge, Gletscher und Firne, Dörfer mit weißen Kirchen und unendlich viele stimmungsvolle Kapellen. Man hat die Walliser Seitentäler mit Silbertruhen verglichen, mit Truhen voller Schätze und mannigfachsten Kostbarkeiten. In den Seitentälern blieb das im verkehrsreichen Haupttal Verblaßte oder Verlorene erhalten: das uralte, farbenreiche Wallisertum in seiner originalen Prägung. Die Seitentäler bergen auch die landschaftlichen Höhepunkte.

Von Norden her können wir (wir fahren nämlich in den gelben Alpenpostautos auf den Automobillinien der Postverwaltung) via Grimsel und über den Pillon oder Les Mosses ins Wallis gelangen. Via Grimsel verlassen wir das Land am Ende der Fahrt. Zum Eintritt wählen wir den Les Mosses oder den Col du Pillon. Beide Pässe haben das Tal der Saane zur Ba-

sis, beide münden bei Aigle ins Rhonetal; ihr Vereinigungspunkt ist Le Sépey.

An einem blauen Tag treffen wir an der Saane, im waadtländischen Pays d'Enhaut, im bekannten Kurort *Château-d'Oex* ein. Hier nimmt die Alpenpost über den Col des Mosses ihren Auftakt. Die freundliche Gegend klingt, auch in der Art der Besiedlung, ans Toggenburg oder Appenzellerland an.

Idyllisch präsentiert sich die ein welliges Plateau einnehmende *Paßhöhe des Col des Mosses*. Die Paßsohle ist ein Heidehochland. Hart an der Straße steht das einsame Kirchlein in prangender Blumenwiese, ein kleines Hospitium fürs Gemüt, das wahrscheinlich schon manchen frommen Pilger tröstete. Den Col-des-Mosses-Übergang – eine Wasserscheide zwischen Nordsee und Mittelmeer – sollen die Römer benutzt haben: man fand Spuren eines nach römischer Art erbauten Weges. 1475 eilte über den Col des Mosses auch eine bernische Truppe zur Bekämpfung von Lombarden, die zum Heer Karls des Kühnen stoßen wollten. Der Paß hatte große Bedeutung für Bern besonders in der Zeit, da die Waadt bernisches Untertanenland war: 1536 bis zum Sturz der Alten Ordnung verblieb den Bernern die Waadt. 1475 bis 1798 besaß Bern das Gouvernement d'Aigle. Der Paß verband Bern mit Aigle und Bex, mit dem Sitz des Landvogtes und den Salzsalinen.

Beim Niederstieg von Les Mosses gegen das Rhonetal blicken wir ins *Ormont*, in das von den Gletschern der Diablerets und des Oldenhorns überstrahlte prächtige Alpental.

Starten wir in *Gsteig* mit der Alpenpost über den Pillon, so geht es da bedeutend berghafter zu als am Les Mosses, zumal die Bergpoststraße in Les Diablerets unter dem Diableretsgletscher ausmündet. Dort imponiert der Creux de Champ, der Felsenzirkus des Diableretsabsturzes, wo die Grande Eau ihren Ursprung nimmt.

Über dem lustig auf einem Bergsporn sitzenden *Le Sépey*, dem Vereinigungspunkt der Les Mosses- und Pillonroute, ein umfassender Ausblick! Alles in satten Farben! Hinten die versenkte, bläulich überschimmerte Talsohle der Rhone, zu hinterst die weißen Gebirge, die Dome der Dents du Midi.

Vor uns liegt die Rhonetalebene wie eine aufgebrochene Knospe, voller Fruchtbäume und Gärten, duftend; wir spüren die nahe Wasserweite des Genfersees; violette Pastelltöne sind in der Luft. Weinberge bis zur Ebene hinunter! Hunderttausende von Rebstocken auf künstlich angelegten Terrassen. Be-



Aigle mit Schloß

greiflich! der kostbare ‚Aigle‘ muß doch irgendwo wachsen! *Aigle* ist eine verschwenderisch hingebettete kleine Stadt. Am schönsten in Aigle wirken die Dents du Midi. Man hat sie so ideal vor sich wie in Montreux, nur viel näher. Das Zweitschönste: das wuchtige Schloß, in dem einst Savoyen herrschte. Die Berner nahmen es den Herren de Compey ab, plünderten und zerstörten es, bauten es jedoch wieder auf, um dem bernischen Landvogt einen würdigen Sitz zu schaffen. Da hätten wir alle auch residieren wollen, zur Zeit ‚Unserer gnädigen Herren und Oberen‘, angetan mit Dreispitz, Haarbeutel, in Sammetfrack oder Spitzenjabot. Die Stöckelschuhe hätten uns freilich nicht gepaßt, zur Rokokozeit! Richtig im Wallis fühlen wir uns erst hinter der Klus von St-Maurice, in *Martigny*, zu deutsch Martinach. Aber man spricht im Unterwallis nicht deutsch. *Martigny-Gare*, *Martigny-Ville*, *Martigny-Bourg*, drei beieinanderliegende und ineinander verschachtelte Örtlichkeiten. Großformat der Landschaft, wie das Wallis eben Format hat. Die Stadt eine der ältesten auf Schweizerboden! Schon die große romanische Kirche deutet auf eine edle Vergangenheit hin, den runden Turm auf dem Marmorfels, La Bâtieaz, erbauten die Römer. *Martigny* ist klassischer Boden. Hier wurde das Wallis in den Interessenkreis der Weltgeschichte gezogen. Julius Cäsar erzählt in seinem *Bellum Gallicum*, wie im Jahr 54 vor Christus der römische Feldherr Sergius Galba *Martigny* eroberte. Es war damals die Hauptstadt des Volkes der Veragrer und hieß *Octodurus*. Als *Octodurus* wurde es weltgeschichtlich, eine römische Stadt, eine der wichtigsten nördlich der Alpen (s. S. 134). Denn

es war der Schlüssel zum Großen St. Bernhard, Schutz und Schirm dieses antiken Passes. Legionen lagen hier in Garnisonen, hüteten das Tor von Norden her nach Italien so gut wie die Eingangspforte nach Gallien. In *Martigny* steht wohl fast jedes Haus auf römischen Grundmauern. Wo man grub, überall entdeckten sich die Einrichtungen des antiken *Octodurus*. Ein Forum wurde bloßgelegt. An Säulen und Inschriften², aus dem Schutte herausgeholt, ließen sich Tempel und Villen von römischen Großen feststellen. Die Funde von Münzen, Schmuckstücken und hundert ähnlichen Gegenständen nahmen kein Ende. Immer wieder kommen neue Beweisstücke der einstigen Größe *Martignys* ans Tageslicht. Ein eigenartiger Zauberblitz liegt über Stätten von solcher Vergangenheit. Die Erinnerung leuchtet wie eine Patina über den Dächern. Vom Zauber des Römischen bleibt auch die gegenwärtig stark aufstrebende Stadt erfüllt; jedermann wird das spüren.

Beschauen wir nun ein schönes, farbiges *Alpenpost-Routenkärtchen* *Großer St. Bernhard*, so bringt uns die Auswahl von Wegen, die von *Martigny* aus bewandert sein wollen, in Verlegenheit. Um den Catogne, das dreieckig von Postautorouten umrahmte Bergmassiv, herum greifen die Täler von *Martigny* aus ins Gebirge wie die Finger einer Hand – den Mittelfinger muß man sich wegdenken. Die Handwurzel ist der Catogne. Der Daumen: das Val de Bagnes mit Lourtier und Fionnay; eine kleine Seitenlinie führt zum Höhendorf Verbier. Der Zeigefinger: das Entremont, das Haupttal der Dranse; es erreicht auf der Paßhöhe beim weltbekannten Hospiz des Großen St. Bernhard die Kammlinie der Alpen. Der Ringfinger: das Val Ferret mit dem Dörfchen Ferret als Endpunkt. Der kleine Finger: der steile Forclazpaß; er verbindet *Martigny* mit Trient, Le Châtellard und Finhaut an der *Martigny-Chamonix*-Bahn. Eine vom Forclazpaß abzweigende kleine Alpenpostroute hat im Dörfchen Ravoire wolkenhoch über *Martigny* ihren Endhalt. Die Straße nach dem reizvollen Sommerkurort Champex, hinab nach Orsières, einer Seitenvariante zum Großen St. Bernhard, schneidet mit viel Steigung den rechten Winkel des Dransetales ab. Wir spazieren in sämtliche Täler hinein und auf alle drei Paßhöhen. Zuerst mit Benutzung der Variante über Champex dem Großen St. Bernhard entgegen.

² Die Schweiz zur Römerzeit. Katalog von Fellmann, Basel 1957, Seite 75, 119, 123, 124, 125, 127, 134, 147.

Haben wir auf der *Straße nach Champex* den Eingang der Gorges du Durnant passiert, rings um uns blühende sommerliche Flora, in duftenden Matten oder kühlen Wäldern steigend, so haben wir im Rückblick hoch oben am westlichen Hang über Martigny wie angeklebt das Dörfchen *Ravoire*, darüber über dem dunkeln Wäldestrand die Flühe der Dents du Midi. Ravoire ist wirklich eines Besuches wert: es beherrscht das ganze Rhonetal bis über Sitten hinaus und – von der Bergkante aus – das unterste Wallis bis zum Genfersee. Wir bleiben die Nacht über in Ravoire: das Rhonetal mit seinen vielen Ortschaften gleicht beinahe der Milchstraße am nächtlichen Sternenhimmel.

Auf der Paßhöhe unserer Seitenroute träumt der stille, blaue *Lac de Champex*; um ihn herum gruppieren sich die Gaststätten und Ferienhäuser des Kurortes Champex, in dem wir ein recht feriengerechtes, sogar ein bißchen mondänes Leben antreffen.

Der *Blick ins Val Ferret* bietet ein verschwiegenes, ernstes, sonniges Tal, voller Wälder und Weiden; ein ausgesprochenes Gletschertal, weil in einer Vielzahl die starren Eisströme zwischen grünen Waldkulissen gegen den Talgrund hinabdrängen. Unzählbar sind die für die Mont-Blanc-Zone vor allem charakteristischen Aiguilles.

Blick von Champex ins *Val d'Entremont*, das Haupttal des Großen St. Bernhard: über der Poststraße in Goldglanz leuchtende Roggenfelder, darüber die Berghäupter von Klasse und Rang: der Corbassière (3718 m) und der Grand Combin (4317 m), nach denen sich schon die römischen Heerführer und Kuriere orientierten, wenn sie aus dem Norden heimwärts nach Italien zogen.

Wir fahren weiter auf der Straße zum Großen Sankt Bernhard, die zu den jüngern der schweizerischen Alpenstraßen gehört. Der ehrwürdige Römerpaß erhielt am spätesten eine moderne Chaussee, weil sich die Italiener auf ihrer Seite nur widerstreitend mit dem Projekt befriedeten. Der Verlauf der Römerstraße ist auf längere Strecken genau bekannt. Ihr ein bißchen nachzuforschen ist nicht schwer und bedeutet dem für den Zauber der Geschichte empfänglichen Geschichtsfreund ein besinnliches Vergnügen. Ihn belohnt die Fahrt das Entremont hinein mit unvergeßlichem Genusse. Jede Einzelheit ist hier von lateinischem Odem umwittert. Die uralten Dörfer Orsières, Liddes, Bourg-St-Pierre haben ein uraltes Antlitz. Hinter ihren grauen Mauern könnten römische Legionäre ihr Quartier gehabt haben; er-

schallt Hufschlag durch die Gassen, so kann die Phantasie dem Wanderer mit Leichtigkeit vortäuschen, daß jetzt wohl ein Centurio oder Praefectus geritten komme. *Bourg-St-Pierre*, das oberste Dorf, ein Überbleibsel aus zwei Jahrtausenden. Seine Kirche stammt aus der Zeit um die Jahrtausendwende. Die Mauern des vornehm-romanischen Kirchturmes gehörten nachgewiesen einem viel älteren Bauwerk an, das die Sarazenen anfangs des 11. Jahrhunderts zerstört haben sollen; möglicherweise war es ein Wachturm. Unter dem Spitzansatz wurden einstige Schießscharten entdeckt.



Römischer Meilenstein in Bourg-St-Pierre

Zwischen 306 und 337 n. Chr. in Bourg-St-Pierre gefundener, säulenförmiger Meilenstein; er stand an der Paßstraße über den Großen Sankt Bernhard; eingemauert über der Kirchhofmauer (Abguß im Schweizerischen Landesmuseum). Der Stein trägt die Inschrift: Dem frommen, glücklichen, unbesiegten Kaiser Valerius Constantius ... Von Martigny 24 Meilen.

Im bescheidenen Bergdorf gefunden, nicht aus einem Museum bezogen ist die in die Kirchmauer eingelassene, vollkommen erhaltene *römische Säule*³. Die Inschrift einer außerdem in die Kirche eingefügten Steinplatte spricht von der ISMAELITA COHORS, von den mohammedanischen Horden, den Sarazenen, die um 1000 auf den Alpenpässen ihren kriegerischen Terror ausübten. Der eine historische Urkunde ersten Ranges repräsentierende Inschriftstein wurde

³ ebd., Seite 50.

von den guten Bürgern aber nicht etwa an würdiger Stelle, sondern in die Türschwelle eingelassen. Einen so kostbaren Schuhwischer, dessen Inschrift noch immer lesbar ist, hatte man nirgends sonst in der Schweiz. Eine uns außerhalb des Dorfes auffallende Straßenbrücke, gegenwärtig noch sogar sehr in Verkehr stehend, weil die Straße zum Großen St. Bernhard darüber führt, grüßen wir respektvoll. Karl der Große ließ sie erbauen, als er die ins Heilige Römische Reich Deutscher Nation eingedrungenen Sarazenen bekämpfte.

Ein weiterer Schritt von den Römern und Sarazenen zu den hinreichend bekannten Gesichtszügen Napoleons auf dem Maultier am Großen St. Bernhard. Auch Napoleon markiert einen Meilenstein in der Geschichte des Passes. Der damalige Erste Konsul überschritt im Mai 1800 mit einem Heer von 30 000 Mann den Großen St. Bernhard. Die Armee sollte auf dem oberitalienischen Kriegsschauplatz eingesetzt werden. Tag und Nacht säumten die Walliser die auseinandergerissene, in hohle Baumstämme verpackte Artillerie. Der Kanton mußte 6000 Kanonenzieher stellen. Der Paß war verschneit, der Weg buchstäblich unter jeder Kanone schlecht. Man kam in der Lombardei rechtzeitig an. Der vom Feind un-

bemerkt gebliebene Übergang entschied die Schlacht bei Marengo und Napoleons Aufstieg zum europäischen Imperator. Kaiserkrönung 1804. Napoleons Karriere hätte auf dem Großen St. Bernhard ein unvermutetes Ende finden können. Doch wie so oft hatte auch hier, wie Nelson einmal ausrief, «der Teufel des Teufels Glück». Napoleon ritt nämlich nicht – wie das berühmte Bild es wahrhaben möchte, jenes Bild, auf dessen Felsblock links unten steht: Bonaparte, Hannibal, Carolus Magnus – auf einem feurigen Hengst über den Paß, sondern auf einem Maultier. Es bockte an kitzlicher Stelle. Napoleon stürzte und wäre über den Abgrund hinausgeworfen worden, wenn ihn nicht die starken Arme des Maultiertreibers Pierre Nicolas Dorsaz gehalten hätten. Der Korse zog aus dem Vorfall die Lehre, daß sich der St. Bernhard nicht eigne, die alpine Artilleriestraße von Frankreich nach Italien zu werden. Er bestimmte dazu den Simplon.

In Bourg-St-Pierre frühstückte Napoleon im Hotel „A la colonne milliaire“, das sich zum Andenken an den seltenen Gast den Titel „Hotel du Déjeuner de Napoleon Ier“ zulegte. Der Korse saß in einem altväterischen *Lehnstuhl*, der heute noch im Wirtshaus als historisches Heiligtum im Urzustand aufbewahrt wird.

Wir haben die Paßhöhe des *Großen St. Bernhard* erreicht. Vor uns das *Hospiz* der Augustiner Chorherren – die Statue des heiligen Bernhard von Menton, des Hospizgründers –, im gesamten die seit zweitausend Jahren bekannten Wesenszüge dieser unwirt-

Napoleon am Großen Sankt Bernhard



Napoleons
Stuhl



lichen, nur selten hellen, dabei merkwürdig zeitge-löst anmutenden Paßhöhe. Diesen Eindruck ver-mittelte die Paßhöhe immer, seitdem Legenden, Überlieferungen, Altertumsfunde und Chroniken vom Mons Poeninus, Jupiterberg oder Großen Sankt Bernhard sprechen. Beim kleinen stahlgrauen See stand auch zur Römerzeit ein Hospiz. Dabei war ein Tempel und eine Opferstätte, bei der man für die Götter allerhand Gaben, Geldstücke und Schmuck niederlegte⁴. Der Paß wurde seit Julius Cäsars Epoche bis zum Zusammenbruch des Römischen Reiches als Militär- und als Handelsübergang fre-quentierte. Kaiser Augustus ließ einmal die Straße verbessern. Während Jahrhunderten blieb der Große St. Bernhard die lebenswichtige Verbindung zwi-schen dem Süden, Westen und Norden des Reiches. Ihn verzeichneten zweifellos alle römischen Itinerarien und Europakarten. Auf der Weltkarte des Castorius, der einzige erhalten gebliebenen, ist er mit den wichtigsten Ortschaften, dem Seelein und den Meilenziffern eingetragen. Allein der Besuch des Hospizmuseums lohnte die Reise. Votivtafeln in Erz – eine aus der Zeit des Kaisers Tiberius –, Götter-bilder, Ringe, Agraffen und jede sonstige Art von Schmuck, antike Lampen, Balsamfläschchen, Amulette in der verschiedensten Ausführung sind hier vereinigt. Ausnahmslos am Paß selbst gemachte Funde. Die meisten über den Mons Poeninus zie-henden Legionen verewigten ihren Marsch auf In-schriftentafeln. Auch mehrere hundert Münzen sind ausgestellt: römische, keltische, griechische. Das Weltruf genießende Hospiz nahm seinen Ursprung im 12. Jahrhundert. Es entsprach dem christlichen Glaubenssatz, der die *Menschenliebe* und selbstlose *Wohltätigkeit* zur Pflicht erhob. Diesen Glaubenssatz hat das Hospiz nun annähernd tausend Jahre lang verwirklicht. Es reichte den Wanderern Nahrung und bot ihnen Wohnung. Jahrzehntelang wurden jährlich rund 25 000 Personen aufgenommen und verpflegt, alles um Gotteslohn. Freiwillige Spenden, Sammlungen und Stiftungen kamen für die Kosten auf. In gleichem Sinn wirken die Mönche heute noch. Für die Touristen wurde dem Hospiz ein Hotel angegliedert.

Für die *Verpflegung* der *Armee Napoleons* durch das Hospiz war ein Aufwand von 3600 Pfund Käse und rund 21 000 Flaschen Wein notwendig. Napoleon schenkte dafür die wahrlich ärmliche Summe von

16 000 Franken. Überdies hatte die „dankbare Republik Wallis“ am Hospiz eine pompöse lateinische Inschrift anzubringen, die den gedemütigten Walli-sern gewiß allerhand Kopfzerbrechen, Scham und Bitterkeit bereitete. Sie lautete zu deutsch: «Napo-leon dem Ersten, Kaiser der Franzosen, allezeit Mehrer, der Republik Wallis Wiederhersteller, dem allezeit Besten, dem in Ägypten und Italien Unüber-windlichen, dem auf dem Berg des Jupiters – also dem Großen St. Bernhard – und auf dem Simplon immer Denkwürdigen. Die dankbare Republik Wal-lis 2. Dezember 1804.» Zum Dank seinerseits hatte Napoleon das wichtige Paßland des Wallis schon da-mals praktisch so gut wie annektiert, als er es als eigene Republik, jedoch unter französischem Pro-tektorat stehend, erklärte (1802). So gut wie annektiert, selbstverständlich! sonst hätten die Walliser dem Korsen auch die Inschrift nicht stiften müs-sen!

Gern und von Herzen erweisen wir die schuldige Reverenz jedoch dem Gründer des Hospizes, dem *heiligen Bernhard von Menton*, der vom Papst Pius XI. zum Schutzheiligen der Alpinisten erklärt wurde. Paul Boesch hat von ihm einen das Schutzpatron-thema gut einfangenden Holzschnitt gestaltet (gedruckt bei Roth und Sauter, Lausanne). Er war ein savoyardischer Edelmann, hatte einen Gewissens-konflikt und entschloß sich zum Amte eines Pioniers der Christusgebote. Dabei unterstützten ihn die Päpste. Bei seinem Tod hatte das Hospiz bereits be-trächtlichen Umfang. Der heilige Bernhard soll der Sage nach auch bei der Vertreibung der Sarazenen mitgeholfen haben. Der Paß war damals als Mont du diable – Teufelsberg – berüchtigt. Bernhard von Menton gab ihm seine frühere Bedeutung zurück. Ohne den *Bernhardinerhund*, den treuen Menschen-retter, läßt sich der Große St. Bernhard nicht denken. Barry lebte von 1800 bis 1814 und hat vierzig Men-schen vom Schnee- und Lawinentod errettet. „Barrys“ Konterfei war in den Zeitschriften zu sehen, an den Hals das traditionelle Fäßchen gebunden, das für die Verunglückten die erste Stärkung enthielt. Barry II war ebenfalls ein hervorragender Men-schenretter; die Hunde des Großen St. Bernhard, von den Mönchen gezüchtet und für den Rettungs-dienst erzogen, haben ausnahmslos ihre Verdienste. Ihnen ist in Paris von Tierfreunden ein Denkmal er-richtet worden. Der Bernhardiner ist ein Nachkomme der römischen Salasserrhunde, die im Mittelalter als Burg- und Klosterwächter Verwendung fanden. Er

⁴ ebd., Seite 51, 119, 120, 134, 138.

ist eine für besonders schwierige Aufgaben gezüchtete Dogge, stark, ausnehmend intelligent, im Wesen gutmütig. Zuerst zog man im Hospiz die langhaarige Rasse; sie war aber für das Gebirge ungeeignet, weil die Haare im Schneesturm zu einem das Tier schädigenden Eispanzer wurden. Die Langhaarigen gab man ins Tal. Dann züchtete das Hospiz die bewährte kurzhaarige Rasse. Die Bernhardinerhunde des Hospizes haben mit ihrer unglaublichen, durch Erziehung ständig geförderten Lawinen- und Menschenwitterung rund dreitausend verunglückte Paßgänger vor dem sichern Tod bewahrt.

Bei der *Erziehung des Hospizhundes* zu seiner hervorragenden Leistung – sie darf ein Meisterwerk genannt werden – handelt es sich nicht um Dressur. Prinzipiell wird auf Strafe und Belohnung verzichtet. Leitstern ist, die Tiere zu eigenem Pflichtgefühl zu erziehen. Die Lehrmeister, selbst der Hospizprior, verkehren mit ihnen wie Kameraden. Ein Rudel nahm man mit nach dem fernen Tibet, wo die Augustiner Chorherren, auf dem Dach der Welt bekanntlich ein Hospiz errichteten, um ihrer menschenfreundlichen Übung treu bleiben zu können.

Der dem Hospiz vorstehende, in Martigny residierende Propst hat Bischofsrang, muß also nur dem Papst Rechenschaft ablegen. Die Hospizmönche selbst haben sich einem harten Regime zu unterwerfen. Nur ganz gesunde Menschen halten einen jahrelangen Aufenthalt auf dem 2473 Meter hohen Paß aus. Die mittlere Jahrestemperatur des Großen Sankt Bernhard beträgt 1,7 Grad unter Null, selbst die Julitemperatur steigt im Durchschnitt nicht über 4 Grad. Das Seelein ist während neun Monaten gefroren. Gewaltige, das Hospiz bis zum Dache mit Schnee bedeckende Stürme gehören im Winter zur Tagesordnung; dann haben die Mönche nicht nur geistige, sondern auch manuelle Arbeit – *Schneeräumungsarbeiten*. Die übrige Zeit verbringen sie mit Studien und Forschungen. Die noch nicht ausgestudierten jungen Mönche beenden hier ihre historische, sprachliche, naturwissenschaftliche oder geistliche Schulung. Dem Hospiz sind eine wertvolle Bibliothek von 13 000 Bänden und eine stattliche, besuchenswerte Kirche eingebaut. Alles, wovon wir erzählten, sieht der Besucher fast wie im Traum, fast wie in einer Verzauberung. Ergriffen nehmen wir Abschied von der Stätte, die als Verkörperung einer zweitausendjährigen Geschichte, auch als Zeugnis des Tatchristentums und der christlichen Kultur, überragende Bedeutung errang.

Wir fahren durchs Haupttal zurück, kommen nach *Sembrancher*, an die Gabelung des Entremont und des Val de Bagnes. Sembrancher war unter den Grafen von Savoyen ein Sammelpunkt des Adels, bekannt als Ort kultivierten Wohnens. Man zeigt ein Haus mit einer Zimmertäfelung von 1505. Der Glockenturm datiert sein Entstehen ins 14. Jahrhundert. Ein Absteher ins Val de Bagnes; man zählt es zu den landschaftlich eindrucksvollsten Unterwalliser Gegenden. Verbier und Fionnay werden vor allem gerühmt. Die nach dem letzten Dorfbrand erbaute Kirche von *Lourtier* bekundet, daß auch neue architektonische Ideen Eingang fanden.

Das Val de Bagnes ist ein Alpinistental. Bergstock und Nagelschuhe her! Wir ruhen erst bei der *Panossièrehütte* aus, auf der Gletschermoräne des Glacier de Corbassière – ein topfebener Gletscher. Dahinter der gespaltene Gipfel des Grand Combin (4317 m).

Auf der Paßhöhe *La Forclaz* begrüßen uns die Bergketten des Entremont und des Val de Bagnes und die Berge des Mont-Blanc-Massivs.

In Sitten angekommen, bewundern wir die Walliser Haupt- und Bischofsstadt. Dann verbringen wir einen Reisetag in dem sich von Sitten aus 30 Kilometer nach Süden ziehenden *Val d'Hérens*. Ihm galten von jeher volkskundliche Forschungsarbeiten. Sein Völklein: ein ausgesprochenes Reitervolk, soll von den Hunnen abstammen. Auch die Frauen und Männer reiten im Val d'Hérens das Maultier. Außerdem hat es die Eringerkühe, jene etwas unersetze, kräftige Rasse, die sich durch Kampfeslust auszeichnet. Die

Pyramiden von Euseigne



sportliche Leidenschaft der Bewohner gilt den freilich ohne Verletzungen und Blut, human sich abspielenden Kuhkämpfen. Es sind also keine spanischen Stierkämpfe! Wenn auch die Poststraße ins Val d'Hérens auf keine römischen und napoleonischen Erinnerungen stolz sein kann, so zeigt hier das Leben selbst die Szenen einer längeren Vergangenheit als selbst am Großen St. Bernhard. Ein geologisches Wunder, ein Zeugnis der auch Bizarres schaffenden Natur: die *Pyramiden von Euseigne*. Moränenreste vorgeschichtlicher Gletscher, ausgewaschene Erdpfeiler, die von den daraufliegenden Steinklötzten und Platten vor dem Zugriff des Wassers geschützt wurden. Ähnliche Formationen sind da und dort in den Alpen in kleinem Format anzutreffen – nirgends aber solche von der Vollendung und Größe wie im Eringertal.

In dem landschaftlich Überwältigendes bietenden *Eringertal* hat die Bergnatur zu einer Idealschöpfung ausgeholt. Den Talabschluß besorgt der Glacier de Ferècle, über dem sich die 4364 Meter hohe *Dent Blanche* erhebt. Die hinterste Kammer birgt zwei Dörfer: Evolène und Les Haudères, alpinistische Standquartiere von Rang. Evolena mit seinen mehr als hundert Maultieren und den dazugehörenden Frauen und Mädchen gilt zugleich als das vorbildliche Eringerdorf. Weiter hinten, in Tour, Les Haudères, zuhinterst in Arolla im Seitental gleichen Namens: überall Maultiere, von den sagenhaften Hunnen oder Sarazenen abstammende Bewohner, fremdartige Gebräuche, kampflustige Eringerkülein.

Kirchgang im Val d'Hérens – Evolenerinnen in ihren selbstgepflanzten, gesponnenen und gewobenen Kleidern, unter selbst geflochtenen Hüten. Mit den Gebetbüchlein und den Rosenkränzen haben die Ahnen gebetet, Männer und Frauen. Von den alten Eringer Männern hieß es, sie hätten ‚Bärte wie Schwerter‘ gehabt. Diese Bärte sind leider verschwunden, und die Evolener gleichen heute zum Verwechseln den andern Walliser Bergbauern.

Über die wie Peitschenhiebe übereinanderliegenden Poststraßen-Kehren *Aufstieg ins Val d'Anniviers* von Siders aus, zur Talhöhe des Reichs der Anniviarden! Diesem mit dem Eringertal vergleichbaren Tal kann man hinzufügen: noch mannigfaltiger, farbenreicher, fremdartiger.

Und dann die *Aussicht!* ins tiefer und tiefer zurückgleitende *Rhonetal* hinab und hinweg nach der Gartenlandschaft von Siders: Fruchtbarkeiten soweit

das Auge reicht. Unübersehbar das System von Weinbergen am gegenüberliegenden Alpenhang, höhenwärts bis gegen Montana-Vermala, talauf über Leuk hinaus, talab bis nach Sitten und weiter. In je doppelter Kirchturmshöhe die Siderser Höhendorfer übereinander: Villa, Muraz, Vevras, Venthoné, Mollens, Randogne... auf Sonnenstrahlen könnten wir topfeben hinüberwandern, zuletzt nach dem tausend Meter über Siders postierten Montana-Vermala. Alles eingebettet in eine süditalienische Vegetation.

Die Talhöhe erreicht, fahren wir hinein in die *Welt der Anniviarden*. Die Dörfer beinahe hängend oder schwebend an Wiesenhalde; das Talgelände, ohne eigentliche Sohle, besprinkelt von Heustadeln, von denen jeder Anniviarde ein Dutzend übers halbe Tal zerstreut zu eigen besitzt. Weiler und Dörfer sehen aus, als wären sie schon so lange da wie der tiefblaue Anniviardenhimmel, wie die polternde Navigence, so lange wie es unerschöpfliche, bergheudufende Matten und Roggenäckerchen im Tal gibt. Zum Hauptort haben sie Vissoie in der Talmitte bestimmt, ein großes Dorf mit Kirche, altem Ritterturm und so weltentrückt, als gäb's auf dieser Erde nichts anderes als das Val d'Anniviers, nicht einmal ein Rhonetal, das weiß Gott wie fern irgendwo in der Tiefe sein muß. Vom Häuserschwarm Painsec müßte man sich wundern, wenn er sich überhaupt noch zum Erdplaneten zählte. Von Vissoie hinab zur Navigence, auf der andern Seite das Tal hinein rollt uns die Alpenpost nach Grimentz, 1570 Meter über Meer, auf einen Bergbalkon hingeschachtelt, echt anniviarisch in Bauart, Sprache und Sitte. Da die Post in Ayer kehrtmachen muß, trägt uns von hier aus das Maultier nach Zinal, einem nicht geringen Fremdenort, zu einem Bergsteigerzentrum mit Hotels, englisch sprechenden Kellnern, Bergführern und allem sonstigen Zubehör des Tourismus.

Etwas noch Feineres, der *Aufstieg nach St-Luc!* zur Kanzel des Annividentalen! Das Dorf klebt 1643 Meter hoch, beinahe in den Wolken, wenn es im Wallis Wolken gäbe, oder am Himmelsrand, den man schon eher ausfindig macht. Der liebe Gott könnte sich da selbst ein irdisches Ferienplätzchen bestimmt haben. Viele Bücher haben geschildert, wie fein es in St-Luc ist, in diesem Fall können aber weder Wort noch Bild die Wirklichkeit wiedergeben. Darum fahren wir eben mit dem Postauto hinauf. Nur Straße und Automobil verlieren aber in St-Luc den Schnauf, wir marschieren noch ein we-

nig weiter zum 1936 Meter über Meer gelegenen *Chandolin*, drei Dutzend ständig bewohnte Häuser mit anderthalb hundert Anniviarden. Sie treiben auch in Chandolin Landwirtschaft, aber man müsse schwindelfrei sein, heißt es, falls man beim Heuen mithelfen wolle. Sonst über den Dörfern, liegen hier die Maiensäße unter Chandolin. Über Chandolin hat nur noch der unveränderlich blaue Walliser Himmel Platz. Und am Himmel das Panorama: nördlich jenseits des versenkten Rhonetals die Alpenkette von den Dents du Midi zur Blüemlisalp, südlich phantastisch aufgetürmt das Obergabel-, das Matterhorn, die Dent Blanche.

Jedermann wird schon Abbildungen von „nomadisierenden“ Anniviarden gesehen haben: Frau (die Pferdezügel in den Händen), hinter ihr ein oder mehrere Kinder sitzend auf kistenbeladenem, schmalem Vierräderwagen. Das ist nicht etwa eine ins Unglück geratene, arme, aus der Heimat ziehende Familie. Die Anniviarden leben im Wohlstand. Aber ihr Landbesitz zerstreut sich in großem Umkreis über alle Vegetationszonen des Tales. Deshalb befinden sich die Leute auf steter Wanderung. Aussaat des Roggens und der Gerste in den entsprechenden Lagen; Alpfahrt mit dem Vieh; Niederstieg zum Heuen, und dann sehr wesentlich: die Besorgung der Reben im Rhonetal. Ja, eine gute Tagesreise entfernt haben die Anniviarden ihre Reben an den Weinhängen von Siders und dort hoch über Siders ihre Dörfer, die sie mit Kind und Kegel beziehen, wenn in den Reben längere Zeit zu tun ist: im Frühling und im Herbst vor allem. Auf allen Stationen hat der Anniviarde sein eigenes Haus. So ist denn ein beständiger Umzug im Tale selbst, aus dem Tal heraus und wieder herein, nach genau geregeltem Wanderturnus, oft mit Behörden und wohl auch mit dem Gemeindesiegel. Trotz den mit allem Nötigen zum vornherein versehenen verschiedenen Häusern der Anniviarden, muß trotzdem einiges bewegliches Gut immer mitgeschleppt werden.

Wir haben von Visp die Zermatter Bahn benutzt nach *Stalden*, dem Umschlagsplatz für Saas-Fee. Noch vor wenigen Jahren, ehe die Saastal-Poststraße gebaut war, das Saastal also nur seinen Saumweg und den Maultierverkehr hatte, herrschte in Stalden bei jeder Zugsankunft das Treiben einer Karawanserei. Lange, mit Waren aller Art beladene Maultierkolonnen, mit Reitern und Reiterinnen in den Sätteln, Säumern, Treibern, Hotelportiers verließen Stalden. Auch die Post des Saastals wurde auf

Maultieren befördert. Und nicht wenig Post nach dem internationalen Fremdenplatz des Tales, Saas-Fee. Die Saaser Alpenpost ließ die Karawanserei von Stalden verschwinden.

Bei jedem Postkurse findet in *Saas-Grund* der Umlad von der ältesten zur modernsten „Traktion“ statt, die packende, ans Mittelalter, doch auch an die Verhältnisse im Morgenland erinnernde Illustration der Verkehrsgeschichte unserer Alpen. Auch oben in Saas-Fee erfreut sich die brave Maultierkarawane auf dem Postplatz größter Popularität.

In einer Stunde sind wir auf dem Kapellenweg zur Hohen Stiege oben in *Saas-Fee*, im etwa 1800 Meter hohen kleinen Bergdorf, früher, ganz früher bloß eine Viehhalp, heute internationaler Fremdenplatz. Nicht verwunderlich, warum. Die magischen Gletscher erklären es. Der Ruhm des von den Engländern entdeckten Saas-Fee nahm dauernd zu und ist nicht geringer als derjenige von Zermatt. Der Name Fee hat mit der Märchenfee nichts zu tun und ist nicht der feenhaften Lage wegen aufgekommen, sondern ist die Walliser Mundartform von Vieh. Die Saaser Vehalp – wird die Gegend vor hundert Jahren geheißen haben. Dahinter der gleichnamige Feegletscher und das mehr als ein Dutzend Viertausender aufweisende Mischabelmassiv, mit dem 4554 Meter hohen Dom, dem höchsten ganz der Schweiz gehörenden Berg.

Die Alpenpostroute von Brig nach *Blatten* kürzt den Aufstieg zur Belalp (traditionelle Stätte des Alpinismus) und zum Aletschgletscher um die Hälfte ab.

Am *Simplon*, dem durchgehenden, transalpinen Alpenpaß, übersehen wir französische, von napoleonischen Bauleuten aufgestellte *Meilensteine* nicht. Einer trägt die Gravur: nach Brig 4, nach Domodossola 10 Lieues, ein anderer die des gallischen Hahnes. Als Napoleon mit seinem Heer den Großen St. Bernhard travisierte, sandte er ein Seitendetachement über den Simplon, um diesen Paß zu rekognoszieren. Man berichtete, der Simplon sei leichter passierbar als der Große St. Bernhard, er habe eine geringere Höhe, sei klimatisch bevorzugter, sei aber in beispiellos halsbrecherischem Zustande. Freiherr Kaspar von Stockalper hatte den alten Simplonweg, der im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit sogar den Großen St. Bernhard in den Schatten gestellt, zur ersten Transitroute der Alpen gemacht, über die der Verkehr Italien–Schweiz–Frankreich ging. Die Handelsburg des Stockalperpalastes in Brig, der alte, spitztürmige Spittel auf der Paßhöhe wenig unter-



Meilenstein am Simplon

halb des Hospizes, der massive Turm von Gondo zeugen für den Reichtum Stockalpers und für die damalige Wichtigkeit des Passes. Die Stockalperische Säumerstraße war in der Ära Napoleons bereits eine zerfallene Herrlichkeit, war zur horrenda via geworden. So mußte der Korse, wollte er über den Simplon die Artilleriestraße von Frankreich nach Italien ausführen lassen, die ganze damalige Straßenbautechnik mobilisieren. Nur mit einem ungeheuren Aufwand an Menschen, Material, Geld und Opfern war dem Berg die Chaussee aufzuzwingen. Trotz der beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten gedieh das Werk, wurde die erste Chaussee der Alpen verwirklicht. 12 Millionen Franken soll der Bau gekostet haben, einschließlich die Zufahrtsstraßen vom Genfer- und vom Langensee her.

Die technische Anlage der Simplonstraße gilt noch heute als unerreicht. Der Simplon hat in der Tat eine ‚kaiserliche‘ Straße, auch wenn Napoleon zur Zeit des Baues noch nicht Kaiser war und später, als er Kaiser wurde, den Simplon nicht mehr benutzen konnte. Das erste und einzige Heer, das darüber zog, war ein gegen Napoleon aufmarschierendes österreichisches. Landschaftlich bietet der Simplon Großes in jeder Form. Auf der Nordseite entzückt am meisten der Tiefblick nach Brig hinab und die *Parade der Berner Alpen* mit ihren Kulminationen.

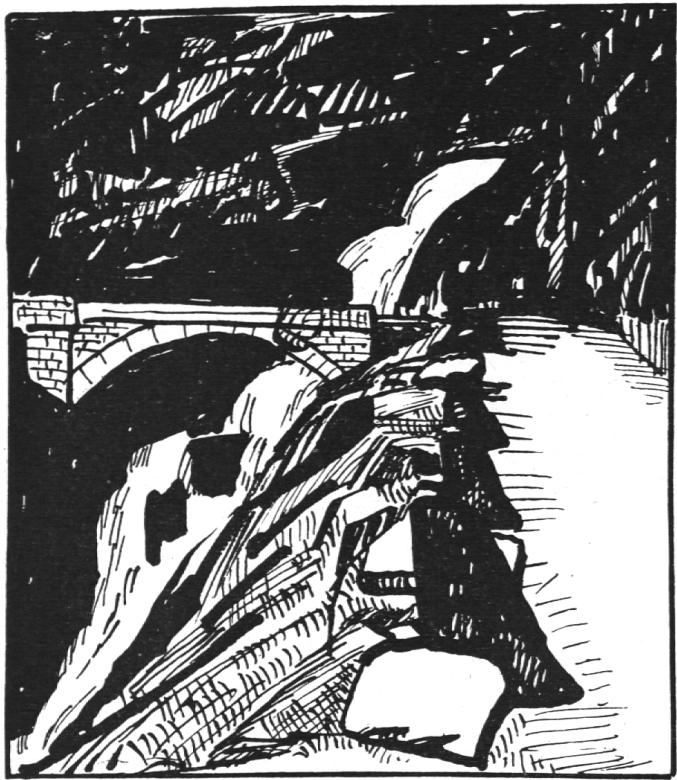


Simplon Hospiz

Napoleon ließ ebenfalls den *Simplonhospiz-Bau* der Augustiner Chorherren des Großen St. Bernhard aufführen (das Gebäude sollte allerdings eine Kaserne werden). Das Hospiz hat jährlich bis zu 10 000 Paßgänger aufgenommen. Eine zweite Kaserne – jetzt Ruine – entstand auf der Südseite in der Gondoschlucht. Überall an der Straße erhoben sich die Schutzhäuser, nummerierte Refugien. Sieben davon – die Schutzhäuser I, II, III, IV, V, VII und IX – haben noch das Wirtschaftsrecht. Die Schutzhäuslwirte schenken Fendant aus und Barbera, verkaufen Roggenbrot, hausgemachte Würstchen und Bauernspeck. Hinter dem Hospiz erhebt sich u.a. das Hübschhorn, der Kletterberg des Königs Albert von Belgien.

Plötzlich überrascht uns ein nach italienischer Art aus Stein und nicht wie sonst im Wallis aus Lärchenholz gebautes Dorf: *Simpeln* auf ältern Karten benannt, heute *Simplon-Dorf* genannt. Ganz südeuropäische Alpenromantik! Die Farben der Landschaft und der Luft nehmen intensive südliche Töne an. «Es ist, als ob das Wasser da – in weichern Lautentose!», so nahe wirkt das Südalpine. Der Zauber des Passes wurde hier wie in einem Brennpunkt eingefangen. Durchs Dorf zieht ein ‚Römerweg‘. An Napoleons Straße aber döst die Postkutschenzeit. Gasthäuser der frühern Art sind da mit weiten Korridoren, Remisen für Wagen und Pferde, Kupferkesseln überm Herdfeuer, vergilbten Stichen an den Wänden. Alte Leute von Simplon-Dorf erinnern sich noch, wie von den Herbergen die Post-Kurier- und andern Kutschen in endloser Reihe bis zu hundert Stücken warteten.

Die fünf Kilometer lange, von tausend bis fünfzehn-



In der Gondoschlucht

hundert Meter hoher Felsenarchitektur flankierte *Gondoschlucht*, der geologische Durchbruch nach Italien hinaus – so Diabolisches bietet sich an keiner zweiten Stelle der Alpen. In schaudervollem Abgrund der Talfuß, die Diveria. Die Straße in Galerien eingesprengt. Jenseits der Straße die schweizerische Festung Gondo, eine unzugänglich im Gestein versteckte Kasematte. In der Schlucht die Kasernenruine, auch das Schutzhäus IX, die Casermetta; der enzianblaue Himmelsspalt darüber; am Galerienausgang die Inschrift: Aero Italo MDCCCV Nap. Im. An diesen Galerien arbeiteten während fünfzehn Monaten 1200 Mann. Man mußte die Gerüste an Seilen herunterlassen. Mansprengte mit Schwarzpulver; die Bohrlöcher sind kaum zu zählen. Der berühmte Reisende Mathisson, der zur Bauzeit über den Simplon ging, bezeichnete das werdende Werk als achtes Weltwunder – eine nicht übertriebene Bezeichnung.

Das Schönste am Simplon ist, daß er so weit nach Italien hinabreicht und dem Schweizerland so viel Südliches zeigt. *Gondo*, das Grenznest par excellence, die stilgemäße Romantik aus einem mittelalterlichen Theaterstück, könnte irgendwo in Sizilien oder in den Abruzzen sein. Vor steinernen Tischen an der Straße setzen wir uns nieder; aber es gibt keinen Fendant, hier gilt der Italiener Wein. Italie-

nisch leuchtet, glänzt die Landschaft; wie Metall glitzern die Gesteine. Der Duft von Millionen Blüten durchwirkt die Luft. Gondo ist aber auch der Sprache nach nicht italienisch. Wie in Simplon-Dorf sprechen die Leute das klingende Walliserdeutsch. Die Walser setzten sich hier mit dem gleichen eigenen Kulturwillen fest wie andernorts im Süden, treu der Sprache, den überlieferten Sitten und Väterbräuchen. Das Paßdorf Gondo machte auch viel von sich reden, weil in seiner Nähe, am Goldberg Camozella, Gold gegraben und aus dem Gondogold schweizerische Hundertfrankengoldstücke geprägt wurden. Nach neuzeitlichen Methoden, mit Druckluft, Seilbahnen, Pochwerk, wurden die Vorkommen ausgebeutet. Der Betrieb mußte um die letzte Jahrhundertwende brusk eingestellt werden, angeblich weil der Ertrag dem industriellen Aufwand doch nicht entsprach. Die Société des Mines d'or d'Hérvétie, eine französische Gesellschaft, geriet in Konkurs. Umfangreiche Ruinen des Goldgräberdorfs Stalden bei Gondo, seitwärts im Zwischbergental, illustrieren das Wort: *Sic transit gloria mundi*.

Wir haben dem *Walliser Polizisten in Gondo* keinen Reisepaß vorzuweisen, da wir weder nach Italien wollen noch aus Italien kommen. Wir denken lieber noch ein wenig an die Geschichte unseres Passes. Die erste wirkliche Alpenstraße hatte der Simplon! Den längsten Tunnel der Erde bekam der Paß – sogar zwei Tunnel sind es! Am Simplon wurden die Alpen erstmals überflogen: der Flieger Chavez wagte diese große Tat! Am Simplon verkehrten die ersten Alpenposten! Der Simplon ist in der neuern Verkehrsgeschichte das A und O, der große Italienpaß, auf den „es ankommt“. Die Europaroute auch in verkehrspolitischem Sinne, denn durch den Tunnel eilen die am weitesten reisenden Züge des Erdteils, die Simplon-Orient-Expresse nach Bukarest, Athen, Konstantinopel. Sie kommen von Calais, Dover, Boulogne. Tunnel und Orientexpress in Ehren; viel schöner ist es, über den Paß zu reisen, nicht unten durch.

Wir fahren das Goms hinauf heimzu. Wir schalten einen Wandertag ein: ins Binntal. In Fiesch starten wir nach dem Zehntenhauptort *Ernen*, wo das Rathaus der obern Zehnten und der Galgen waren. Der Erner Galgen, an den die Gomser keinen auswärtigen Rechtsbrecher hängen wollten! «Der Galgen ischt fir ünsch und ünschere Kinder und nid fir jede frönde Hudel», pflegten sie zu sagen. In einem Wei-

ler Ernens verlebte Kardinal Schiner als Hirtenbube seine Kindheit. Das Haus steht noch. Rechnet aus, wie alt es sein muß!

Das *Binn!* ein verästeltes, zum Grenzkamm gegen Italien aufsteigendes Tälersystem, voller kleiner Dörfer, Weiler, Kapellen und geschichtlichen Reminiscenzen. Floraberühmt! Nach Zermatt, Saas, über den Simplon, ins Binn fand unmittelbar nach der Eiszeit eine Pflanzeneinwanderung vom Mittelmeer her statt. Zahllose Pflanzenarten sind dem Tal art-eigen, kommen nur hier vor. Das Binntal ist von der Wissenschaft dazu als Stätte einzigartiger Mineralienfunde geschätzt. Ein nur im Binntal heimisches Gestein heißt Binnit. Amerikanische Geologen tauf-ten es.

Lebe wohl, du reiches, farbensattes Rhoneland. Nicht zu verachten wäre die Route über die *Furka* zur Gotthardbahn, denn wir könnten da noch einmal niederblicken nach Gletsch und fern, fern ins Blaue des Wallis, bis hinüber zu den Zermatter Gipfeln.

Wir fahren jedoch hinauf über die gezackte *Grimsel*-Straße, übersteigen die Grimsel, rollen mit der Post abwärts. Das Posthorn singt das Schwanenlied der Reise. Unsere Augen spiegeln die Wasserfläche des *Grimselstausees* und die Kontraste der steilen Hänge, das Bild des Fjordes, des Nordlandzaubers auf der bernischen Grimsel.

*

Zum *Schlußwort* wollen wir an ein Wort Friedrich Nietzsches denken: «Das Glück des Erkennenden mehrt die Schönheit der Welt und macht alles, was

ist, sonniger. Die Erkenntnis legt ihre Schönheit nicht nur um die Dinge, sondern auf die Dauer, in die Dinge.» Dieser Ausspruch paßt auf das Wallis und auf unsere Walliser Reise. Erkennen und wirkliches Genießen setzt *Wissen* um die Verhältnisse eines Landes voraus. Darum versuchten wenige Striche die Besonderheiten des Begriffes Wallis darzutun. Erst diese Besonderheiten ließen in die Tiefe blicken. Daß das Wallis die höchsten Gipfel, die meisten Gletscher besitzt und auch sonst ein Land vieler Superlative ist, genügt uns nicht. Der *Mensch* ist das Maß der Dinge. Seine Schicksale, seine Wünsche, sein Wollen und Vollbringen... das schenkt einem Land die lebendige Seele – und die Seele allein macht es liebenswert. Wer nur einmal in den Bereich seiner Eisenbahnen gekommen ist, kennt das Wallis nicht. Wenn auch die malerischen Städte der Talebene, ihre Fruchtbarkeit, ihr bewegtes Leben und Treiben jedes empfängliche Gemüt tief beeindrucken können. Die verborgene Welt der Seitentäler, die Schönheit und Kultur der innern Regionen, nicht allein die lockend über der Talebene stehenden Dörfer haben wir erreicht, als Jagdgrund der Göttin Phantasie, als Gedankengegenstand für unser vaterlandsliebendes Herz, als Wanderland. Die Alpenpost hat uns das ursprüngliche Wallis, das Wallis seiner Pässe und Hochtäler, die volkskundlichen und landschaftlichen Schatzkammern des Gebirges erschlossen. Das «Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält, von dem gold'nen Überfluß der Welt» paßt auf unser Walliser Reiseerlebnis. Das Glück des Erkennens macht das an und für sich schöne Wallis schöner, sonniger – die Richtigkeit dieses Satzes wurde uns auf allen Tonleitern der Empfindung bewiesen.

Zur Entstehung und Rotation der Erde Dr. C. Jenal, Kriens

Mittelschule

Die Erdrotation bildet die Grundlage unserer Zeitrechnung. Die Dauer eines Jahres als der Zeit eines Erdumlaufes um die Sonne ist zwar von der Erdrehung unabhängig. Da aber das Jahr in Tagen

gemessen wird, hängt auch dieses indirekt damit zusammen. Wäre die Erdrotation langsamer oder schneller, also die Tage, Stunden, Minuten und Sekunden länger oder kürzer, dann hätte das Jahr